

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Kleine Mitteilungen. Dekorierte Märkische Dorfgemeinden.

Zu bemerken ist noch, daß die Urkunde den Kolonisten nicht im Gründungsjahr ihres Dorfes, also 1754, sondern erst im Jahre 1773, also 10 Jahre nach dem Frieden des siebenjährigen Krieges zugestellt wurde. Das Dorf war ursprünglich ohne Kirche erbaut und mancherlei Schwierigkeiten waren zu überwinden, bevor im Orte ein Gotteshaus errichtet werden konnte. Erst in den letzten Jahren seiner Regierung gab der König den Bitten der Freienthaler nach und ließ ein Kirchlein erbauen, an das sich alsbald ein bescheidenes Schulhaus anlehnte. Am Sonntag, den 3. Oktober 1904 feierten die Bewohner von Freienthal zur Erinnerung an die vor 150 Jahren erfolgte Gründung des Ortes eine Gedenkfeier, die vormittags durch einen Festgottesdienst eingeleitet wurde. Am Nachmittag fand ein von den Bewohnern erdachter historischer Festzug statt, der die Ankunft der einwandernden Weberfamilien in das Spinnerdorf Freienthal im Jahre 1754 darstellte. Freienthal ist heute ein Ort von etwa 250 Einwohnern. Seit vielen Jahren entwickelte sich hier wie allwärts eine lebendige und freudige Tätigkeit im Ackerbau und machte es dabei zum Wohlstande. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts verschwanden allmählich die alten Gehöfte und wurden durch neue, moderne Bauten ersetzt. Trotzdem macht Freienthal, angelehnt an den dunklen Föhrenwald und nach Süden einen freien Blick in das weite Planetal gewährend, immer noch den Eindruck eines stillen, friedlichen Kolonistendorfes. Aber nicht nur wegen seiner freien Lage am Talrande, sondern auch wegen seiner noch heute bestehenden herrschaftlichen Lastenfreiheit führt es wohl mit Recht den ihm vom großen König selbst verliehenen Namen Freienthal!

Kleine Mitteilungen.

Dekorierte Märkische Dorfgemeinden. Zwei dekorierte Dorfgemeinden gibt es in der Provinz Brandenburg. Es sind dies die beiden Dörfer Stützkow und Lunow, beiden verlieh König Friedrich Wilhelm III. eine goldene Denkmünze, nämlich den Roten Adlerorden 4. Klasse in seiner damaligen Gestalt. Diese seltene Auszeichnung verdanken die beiden Dörfer der Standhaftigkeit und Treue ihrer Bewohner nach den Unglückstagen des Jahres 1806. Damals hielten die Franzosen alle Übergänge über die Oder besetzt und den Einwohnern der Oderdörfer war bei Todesstrafe verboten worden, den preußischen Soldaten bei der Flucht über den Fluß behilflich zu sein. Doch die braven Stützkower und Lunower trotzten diesem Verbot, holten ihre am Tage im Schilf und Weidengebüsch versteckten Kähne des Nachts hervor und setzten bis zum Frühjahr des folgenden Jahres viele

Flüchtlinge nach dem gegenüberliegenden Peetzig über, wo sie in den dichten Waldungen der Neumark Schutz fanden. Auch einen Teil der Kriegskasse retteten sie auf diese Weise. Da die Franzosen scharf aufpaßten, so war dies Übersetzen eine höchst gefährliche Sache. Sollte doch der damalige Schulze Fiedler standrechtlich erschossen werden, nur eine Summe Geldes bewahrte ihn vor diesem Schicksal. Die Verleihung des Ordens erfolgte im Jahre 1811, die feierliche Überreichung 9. August 1812.

Die Pflugsche Villa in Moabit. Das Schicksal der vormals Pflugschen Villa, Alt-Moabit 117/118 beunruhigt die Bevölkerung des Stadtteils, weil das Gerücht mit einer gewissen Hartnäckigkeit verbreitet wird, als sei dies Grundstück, welches dem Kommandeur des Gardekörps als Amtssitz überwiesen ist, zum Verkauf und zur Aufteilung bestimmt.

Als vieljähriger Anwohner des Geländes und sein langjähriger baulicher Dezernent möchte ich auf seine interessante Entwicklung hinweisen. Sie bietet viel Ähnlichkeit mit der des Borsigschen Fabrik- und Villengrundstücks, nur daß die mit letzterem verknüpften Vorgänge, die bis 1837 zurückreichen, ungleich besser bekannt sind. Gleich August Borsig hatte sich der spätere Rittergutsbesitzer und Kommerzienrat F. A. Pflug von kleinen Anfängen in der Eisenfabrikationsbranche mit Verstand und Glück schnell emporgearbeitet. Gleich Borsig liegen die Pflugschen Fabrikanfänge vor dem Oranienburger Tor. Beide Industrielle erkannten aber bald die Wichtigkeit des der Einverleibung in Berlin harrenden Teils von Moabit am rechten Spreeufer und sicherten sich durch wiederholte Landankäufe hier gewaltige Ländereien in der Überzeugung, daß ein großer Teil davon nach wenigen Jahrzehnten auch als Bauland mit großem Nutzen zu verwerten sein würde.

In den fünfziger Jahren vorigen Jahrhunderts erwarb Pflug zwischen Spree, Paulstraße und Straße Alt Moabit, was er von dem meist wüst daliegenden, durch die Wulwe-Lanke mit dem Spreestrom unmittelbar verbundenen Lande bekommen konnte. Dorthin verlegte er den Schwerpunkt seiner Fabrik, die bereits 1856 in eine Aktiengesellschaft für Fabrikation von Eisenbahnbedarf (später Eisenbahnwagen-Fabrik) verwandelt wurde. Der Kaufpreis des Grund und Bodens dürfte etwa 150 000 Mk., nach heutiger Schätzung also eine Bagatelle, betragen haben. 1858 kaufte Pflug für 186 000 M. das Grundstück Alt Moabit 117/118 zwecks Anlegung einer Villa, um die herum sich der mit Recht bewunderte Park, um dessen Sein oder Nichtsein es sich jetzt handelt, ausdehnt. Bis 1886 stand auf No. 116 noch das aus gemauertem Fachwerk hergestellte freundlich-bescheidene ältere Wohnhaus, das L. Kuchenmüller auf einem Bilde verewigt hat.

Am 9. Januar 1861 fand die Einweihung der neuen Pflugschen Villa mit aller Feierlichkeit statt, und noch gern erinnern sich alte Berliner und Berlinerinnen mit Freuden der gastlichen Bewirtung und des großartigen Balls, den im November 1861 Pflug den 112 Ehrenjungfrauen vom Einzuge König Wilhelms nach der Krönung dort gab. 1872 finden wir bereits den Kommandierenden General des III. Armeekorps in der Villa. Sie ging mit

allem Zubehör an den Militärfiskus über, der fortan den Kommandeur des Gardekorps hier residieren ließ. Diese hohen Militärs haben für die Verschönerung des Parks außerordentlich viel getan, insbesondere die Generäle von Pape und Bock von Polach. Da ich seit 27 Jahren auf die Pflugsche Villa hinausschaue, habe ich insbesondere das stattliche Heranwachsen der Bäume mit Freuden beobachten können, ebenso das Leben, Singen und Lieben der Vogelwelt. Anfänglich waren hier, mitten im weltstädtischen Betriebe, gleichwie drüben im Schloßgarten Bellevue mehrere Nachtigallenpärchen, allmählich sind diese durch die Unruhe und Dreistigkeit der Schwarzdrosseln vertrieben worden, die allerdings vorzügliche Sänger aufweisen. Dann der Pfingstvogel, der gelbe Pirol, im Volk „Vogel Bülow“ genannt. Das scheue Tierchen nistet unverdrossen hier Jahr auf Jahr, und vor kurzem hat uns noch der melodische, glockenreine Ton desselben frühmorgens und spätabends erfreut. Aber auch der Mensch musizierte in diesem Gartenidyll. Sehr häufig wurden die Umwohner der Villa durch schöne Militärkonzerte, ab und zu mit Feuerwerk und Illumination erfreut, wozu nicht selten Kaiser Wilhelm der Große und auch der jetzige Kaiser sowie der Kronprinz erschienen.

Und alles das soll nun aufhören, wiederum des leidigen Finanzpunktes halber, um auf Kosten einer herrlichen Oase im öden Häusermeer Kapital herauszuschlagen? Unser Heimatsgefühl will an diese Grausamkeit gegen Natur und Kunst nur ungern glauben.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß es sich hier und in der Nachbarschaft um altwendischen und germanischen Grund und Boden handelt. Ich habe für das märkische Museum hier mancherlei Altertümer gesammelt. Die althistorische Wulwe-Lanke (Wolfs-Lache), auf der bis in die neunziger Jahre ein Schwanenpaar nistete, ist zugeschüttet. Dafür sind hier das Helgoländer Ufer, die Lüneburger, Melanchton- und Spenerstraße entstanden. Pflug, der schon 1886 starb, hat diese Wandlungen nicht mehr erlebt. Wo der Boden dort aufgerissen wird, um Häuser zu fundieren, zeigt sich ein unermeßliches Eisenschlackenlager, das, panzerglockenartig verkittet, nur mit großer Mühe zu durchbrechen ist. Fast möchte man an ein riesiges natürliches Lager von Raseneisenstein denken, wie unsere Sümpfe es erzeugen. Es handelt sich aber lediglich um den Abraum der ehemaligen Pflugschen Eisengießerei; wer's nicht glaubt, kann sich von der Richtigkeit durch inkrustierte Putzlappen, Gußstücke u. dergl. überführen. Unter dem gewachsenen Boden zieht sich ein Lager von dunkelgrauer, pulveriger Erde hin, die Feuchtigkeit begierig schwammartig aufsaugt. Es ist die früher sogenannte Infusorienerde, jetzt als Bazillarien- oder Diatomeen-Erde bezeichnete, dem älteren Alluvium zugehörige Schicht, die wegen ihrer Aufquellung und demnächstigen Zusammenziehung als schlechter Baugrund berücksichtigt ist.)*

Wenn das traurige Schicksal der Aufteilung des Idylls unserer Pflugschen Villa und ihrer herrlichen Baum- und Gartenanlagen besiegelt ist, dann

*) Vgl. die Häuser am Südennde der Charlottenstraße, die auf Bazillarienerde gebaut nach Jahren Senkungen und Risse der Art bekamen, daß sie polizeilich geräumt und nochmals neu fundiert werden mußten.

sollten unsere Stadtväter wenigstens auf eine geräumige landhausartige Bebauung von Amts wegen Bedacht nehmen.

Während ich diese Schlußzeilen niederschreibe, flötet der Vogel Bülow seinem Weibchen eine melodische Strophe vor. Die Tierchen werden ihre Jungen diesmal noch aufziehen und in der rauher werdenden Jahreszeit nach dem warmen Süden entführen. Aber wie steht es dann, vielleicht bereits im kommenden Frühling, wenn die Vögel dem Menschen vertrauend, zum Nisten wiederkehren? Armer Vogel Bülow! —

Diesen über die Geschichte und den Zustand des Pflugschen Villengrundstücks orientierenden Aufsatz hatte ich auf Wunsch der Redaktion des Berl. Lokal-Anzeigers am 22. Juli 1911 veröffentlicht. Nachträglich habe ich festgestellt, daß die Grundstücke beim Ankauf seitens des Militärfiskus vom Grundbuchamt ins Freie geschrieben wurden, d. h. kein eigenes Hypothekenfolium mehr besitzen. Vorbehalte wegen Erhaltung des Parkes und der Villa sind damals nicht gemacht worden. Auf eine Anfrage seitens einer Baugesellschaft hat dieser das K. Kriegsministerium geantwortet, es beabsichtige einen Verkauf des Geländes nicht. Und dies ist die erfreuliche Hauptsache.

Ernst Friedel.

Das Storkower Fort. Im Heft 3/4 Bd. XX der „Brandenburgia“ findet sich auf Seite 178 unter der Überschrift „Das Spandauer Fort“ die Bemerkung, daß es bei Rüdersdorf ein Storkowfort gab. Hierzu erlaube ich mir zu bemerken, daß es noch jetzt unweit der von der Fangschleuse über Spreenhagen nach Storkow führenden Chaussee dicht an der Grenze der beiden Kreise Nieder-Barnim und Beeskow-Storkow eine am rechten Spreeufer gelegene Niederlassung Storkowfort gibt.

Dr. Brenning.

X **Die Andreasnacht in der Mark.** Wie anderwärts in Deutschland hält das heiratslustige Mädchenvolk der Mark Brandenburg die Nacht des Andreastages (30. November) auch für eine Zeit, da Neugierige, falls sie es halbwegs geschickt anstellen, in die Zukunft blicken können. Was man in der Nacht träume, gehe in Erfüllung, meinen die Wißbegierigen. Für gut hält man es aber doch, in der Andreasnacht sich im Bett anders als in den anderen Nächten des Jahres zu lagern und die Kopfkissen dorthin zu legen, wo sonst die Füße liegen. Ferner soll es sich für ein lediges Mädchen empfehlen, vorm Einschlafen die Arme über der Brust zu kreuzen und mit der großen Zehe des rechten Fußes dreimal an das Holz des unteren Bettendes zu klopfen. Bei jedem Klopfen spricht es: „Heiliger Sankt Andreas, ich bitte dich, laß mir erscheinen den Herzallerliebsten meinen in seiner Gestalt, mit seiner Gewalt, wie er mit mir vor dem Altar steht!“ Ferner treibt das heiratslustige Völkchen auf dem Lande nachts allerlei Spiele, deren Zweck ist, Andeutungen über den Namen und Beruf des Zukünftigen zu erhalten. Da wird zum Beispiel versucht, aus den seltsamen Gebilden, die in kaltes oder heißes Wasser gegossenes Blei oder ein zerquirktes Ei dort erzeugen, etwas über den zukünftigen Lebensgefährten

zu erfahren. Andere wieder schreiben mit Kreide die 25 Buchstaben des Alphabets an die Stubenthür. Danach gehen die Mädchen oder jungen Burschen mit verbundenen Augen auf sie zu, und der Buchstabe, den dann ihre weit ausgestreckte Hand berührt, soll entweder den Anfangsbuchstaben des Vor- oder Zunamen der einstigen Eehälfte oder den ihres Lebensberufes verraten. Verlangt hingegen ein Mädchen bloß ein Ja oder Nein auf die Frage, ob es sich in nächster Zeit verheiraten werde, dann zieht es in der Andreasnacht mit dem Glockenschlag zwölf einfach den rechten Pantoffel aus und wirft ihn rückwärts über die Schulter. Fällt der Schuh mit der Spitze gegen das Zimmer zu, so gilt es ihm als Zeichen, daß es bald Braut werde; zeigt jedoch die Spitze nach der Tür zu, so meint es, falls wirklich ein Mann käme, um es unter der Hand für seinen Ehestand zu mustern, so würde er doch leider Gottes vor einer Erklärung wieder durch die Tür das Weite suchen. Junge Burschen und Mädchen, die darauf aus sind, in der Andreasnacht weit mehr zu erfahren, decken in ihr Schlag Zwölf einen in die Mitte des Zimmers gestellten Tisch; zwei brennende Kerzen und zwischen diese ein Glas Wein und ein Glas Wasser werden daraufgesetzt und vor sie ein Stück Brot und ein Messer gelegt. Alsdann versteckt sich der Neugierige rasch im Zimmer, doch so, daß er von seinem Versteck aus die ganze Stube übersieht. Bald danach, glaubt das Landvolk, erscheinen die zukünftige Braut oder der vom Schicksal beschiedene Bräutigam im Zimmer. Trinkt die Gestalt nun vom Wasser, so wird man bei ihr ein armseliges Leben fristen, und schlürft sie den Wein, so ist man an ihrer Seite vor jeder Lebenssorge sicher und im Wohlstande gebettet. Schneidet sie aber noch das Brot, so behaupten die alten Weiber des Dorfes, welche alle Weisheit der Welt in Pacht genommen zu haben glauben, dann müsse der nach seiner Zukunft Forschende das Messer am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang an einen verborgenen Orte tief in der Erde vergraben, weil er andernfalls im Ehestande Gefahr laufen würde, vom Manne oder Weibe im Jähzorn erstochen zu werden.

B. L.-A. 30. Nov. 1911.

Bücherbesprechung.

Unsere märkische Heimat. Eine Anthologie für Berlin und Brandenburg. Herausgegeben von Richard Nordhausen. Mit vielen Abbildungen zur Landeskunde. Leipzig, Friedrich Brandstetter, 1911. Gebd. 4 M.

Ein Heimatbuch herauszugeben, ist immer ein glücklicher Gedanke, denn die Mannigfaltigkeit der Schilderungen, die in einem solchen Buche notwendigerweise enthalten sein muß, wird die Leser anziehen und fesseln, ihnen ihre Heimat von verschiedenen Seiten zeigen und in ihnen den Wunsch anregen, die geschilderten Landstriche und Ortschaften aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Die Folge der Lektüre eines Heimatbuches wird es dann sein, daß die Leser den Versuch machen, selbst hinauszuziehen